



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

die spanische Thronkandidatur

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

in nichts geändert. Die Geschichtschreibung wäre ein bequemes Geschäft, wenn die Gedanken des handelnden Staatsmannes sich immer so sicher erkennen ließen wie hier: Bismarck hat von 1866 bis 1870 den Krieg mit Frankreich vermieden, weil er wünschte und hoffte, ihn ganz vermeiden zu können.

\*

Man sagt gewöhnlich, zum Kriegführen gehörten zwei. Das ist nicht immer richtig. Oft genug hängt der Krieg nur von dem Willen des einen Teiles ab. Zum Friedenhalten aber müssen beide gewillt sein. Bismarck, und das will soviel sagen wie Deutschland, wollte den Frieden, Frankreich wollte ihn nicht, so mußte es zum Kriege kommen.

Schon in den ersten Tagen des Jahres 1870, als Emile Ollivier seinen Ministerium mit friedeatmenden Worten angetreten hatte, bemerkte der französische Gesandte in Brüssel, man dürfe sich dadurch nicht täuschen lassen: Ollivier sei bereits im eigenen Ministerium überholt, und wenn Preußen den geringsten Schritt vorwärts täte, so würde nicht der Kaiser den Krieg erklären, das ganze Land würde ihn zum Kriege zwingen. Dann kamen die Beratungen mit Erzherzog Albrecht in Paris und Wien; Napoleon glaubte jetzt in jeder Hinsicht „fertig“ zu sein, die Rüstung beendet, die Allianzen gesichert. Die Reden, die am 1. Juli bei Beratung der Heeresausgaben in der Kammer gehalten wurden, behandelten schon ganz offen den Krieg mit Preußen als das, worauf man sich vorzubereiten habe. Es fehlte nur noch der äußere Anlaß. Man konnte ihn jeden Augenblick in der angeblichen Verletzung des Prager Friedens finden. Da bot sich unerwartet ein anderer, der durchaus den Vorzug zu verdienen schien.

Am 5. Juli wurde in Paris bekannt, daß die Regentschaft von Spanien dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Königskrone des Landes angeboten und der Prinz sich zur Annahme bereit erklärt habe. Sofort stürzte sich die französische Regierung auf diesen „Fall“. Schon tags darauf, am 6. Juli, bestieg der Herzog von Gramont die Tribüne der



Kammer, um zu erklären: Frankreich brauche nicht zu dulden, daß eine fremde Macht das bestehende Gleichgewicht der Kräfte in Europa zum Schaden der Interessen und der Ehre Frankreichs verschiebe, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze. Sollte es dennoch geschehen, so würde die Regierung ihre Pflicht tun ohne Zaudern und ohne Schwäche. Ihm antwortete ein Beifallssturm, wie man ihn noch nie erlebt hatte. Der Krieg war sozusagen auf die Tagesordnung gesetzt, und es war eine Dreistigkeit, wenn Ollivier noch zu versichern wagte: „Die Regierung wünscht den Frieden, sie wünscht ihn leidenschaftlich! Wann immer Frankreich sich fest gezeigt hat, hat Europa nachgegeben.“ Man wollte gar nicht, daß „Europa“ — lies: Preußen — nachgebe. Tags darauf fand Fürst Metternich den Kaiser entzückt und in freudig gehobener Stimmung. Es schien ihm nur Sorge zu machen, daß man in Berlin trotz der offenen Herausforderung am Ende doch nachgeben könnte. Ebenso sprach die Kaiserin; sie schien um zehn Jahre jünger geworden. Die beiden Minister aber sonnten sich in ihrem parlamentarischen Erfolg. Vor Metternich schlug Ollivier sein Rad wie ein Pfau: „Kein Zaudern mehr, keine Winkelzüge! Das Ministerium ist einig. Wie ein Mann haben wir beschlossen, daß wir in den Krieg ziehen müssen (*qu'il fallait marcher*). Wir haben die Kammer fortgerissen, wir werden die Nation fortreißen. In vierzehn Tagen haben wir 400 000 Mann an der Saar, und diesmal werden wir den Krieg führen wie 1793, wir werden das Volk bewaffnen, es wird an die Grenze eilen“ usw. Auch Gramont bildete sich nicht wenig auf seinen „Schachzug“ ein. Er stimmte völlig zu, als der Österreicher ihm ins Gesicht sagte, er habe die Gelegenheit bei den Haaren herbeigezogen, um entweder einen diplomatischen Erfolg zu erringen oder den Krieg herbeizuführen aus einem Anlaß, der das deutsche Nationalgefühl nicht verletze. Neutrale Beobachter, der russische Geschäftsträger, der englische Botschafter, hatten sogleich den Eindruck, man wolle den Krieg vom Zaune brechen.

So war es wirklich. Die Akten, die neuerdings in reicher Fülle ans Licht getreten sind, lassen nicht den geringsten



Zweifel daran, daß die französische Regierung in ihrer Gesamtheit, Kaiser, Kaiserin und Minister, sich auf die spanische Thronkandidatur förmlich gestürzt haben, um sie zum *Casus belli* aufzublähen. Was immer man früher erzählt hat von dem siechen Kaiser, der nur widerstrebend wie ein abgehetzter Gaul von seiner Umgebung in den Krieg getrieben worden sei, von Eigenmächtigkeiten Gramonts, der durch herausfordernde Reden den Rückweg zum Frieden versperrt habe, von dem friedliebenden Ollivier, über dessen Kopf hinweg die Entscheidung gefallen sei, es ist alles Legende oder bewußte Fälschung. Sie wollten alle Krieg. Zumal Ollivier, der in seiner Geschichte des „Liberalen Kaiserreichs“ sich als den Unschuldigen der Unschuldigen hingestellt hat, ist als glatter Lügner entpuppt. Aus dem Staube des Wiener Archivs hat sich der Belastungszeuge erhoben, der gerade ihn als den lautesten Herold der Kriegslust entlarvt. Fürst Metternich weiß zu berichten, daß Ollivier, als sogar Gramont zum Rückzug blasen wollte, nach Vorwänden gesucht hat, „um den Krieg unvermeidlich zu machen“ (*pour rendre la guerre inévitable*). Hatten sie alle schon längst den Krieg gewollt, so meinten sie nun auch den Anlaß gefunden zu haben, der die deutsche Nation uneinig fand und den Franzosen erlaubte, als Befreier des Südens vom preußischen Joch aufzutreten. Denn was ging die Bayern und Württemberger der Hohenzoller an?

Nur so erklärt sich das Weitere. Niemals, soweit die Geschichte der Diplomatie reicht, ist ein Kriegsfall ungeschickter, plumper behandelt worden. Welchen vernünftigen Grund gab es denn, Preußen anzugreifen, weil die Spanier einen Hohenzollern zum König haben wollten? Wenn man es für unverträglich mit den Interessen und der Ehre Frankreichs hielt, daß ein deutscher Prinz den spanischen Thron bestieg, so gebot die einfachste Pflicht der internationalen Verkehrsform, zunächst den beteiligten Regierungen oder denen, die man als beteiligt ansah, Vorstellungen zu machen. Erst wenn diese vergeblich waren, durfte man an weitere Schritte denken. Die Angelegenheit sofort vor die Öffentlichkeit zu bringen,